

Sonderdruck aus

DEUTSCHE VIERTELJAHRSSCHRIFT

FÜR
LITERATURWISSENSCHAFT
UND
GEISTESGESCHICHTE



83. JAHRGANG

2009

HEFT 3/SEPTEMBER

VERLAG J. B. METZLER
STUTT GART · WEIMAR

DEUTSCHE VIERTELJAHRSSCHRIFT
FÜR LITERATURWISSENSCHAFT UND
GEISTESGESCHICHTE DVjs

Begründet von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker
IN ZUSAMMENARBEIT MIT GERHART V. GRAEVENITZ
HERAUSGEGEBEN VON CHRISTIAN KIENING, ALBRECHT KOSCHORKE
UND DAVID E. WELLBERY

INHALT 3/2009

FRITZ PETER KNAPP (Heidelberg): Die mittelalterliche Minnetheorie im Lichte der Religionssoziologie Max Webers	361
STEFAN KEPPLER-TASAKI (Berlin): Die doppelte Lucinde. Verdeckte Kriegsführung zwischen Goethe und Friedrich Schlegel	375
BERND W. SEILER (Bielefeld): Goethe, Napoleon und der »junge Werther«	396
GÜNTER JOHANNES HENZ (Jülich): Rankes fälschlich so benannte Vorträge <i>Über die Epochen der neueren Geschichte</i> . Eine Untersuchung zu Schein und Sein der Überlieferung.	408
GERHARD NEUMANN (München): Chinesische Mauer und Schacht von Babel. Franz Kafkas Architekturen.	452
CHRISTIAN WALT (Zürich): »O, Goldfabrikant samt deiner hilfreichen Hand, wie bedächtig las ich dich!«. Kontext und Dekontextualisierung in Robert Walsers »Bleistiftmethode«	472
HELGA UND MANFRED NEUMANN (Bad Nenndorf): Mütterliche Grüße aus München und Zürich. Briefe an Katia Mann 1933–1941	485

IMPRESSUM

© Verlag: J.B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH, D-70182 Stuttgart, Werastr. 21–23, Tel. 0711/2194-0; Amtsgericht Stuttgart HRB 872; Geschäftsführer: Volker Dabelstein

ABONNEMENTSVERWALTUNG UND VERTRIEB

Abo-Bestellung und -Kündigungen sowie Adressenänderungen:
Vertriebsunion Meynen, Leserservice DVjs, 65341 Eltville, Telefon: 06123/9238-253,
Fax: 06123/9238-254, dvjs@vertriebsunion.de

Die in der Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form – durch Fotokopie, Mikrofilm oder andere Verfahren – reproduziert oder in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten.

Gesamtfertigung: Gebr. Knöller GmbH & Co KG, Stuttgart. Printed in Germany.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Fotokopien für den persönlichen und sonstigen eigenen Gebrauch dürfen nur von einzelnen Beiträgen oder Teilen daraus als Einzelkopien hergestellt werden.

(Anhang Oktober 2010: Eine Replik)

Goethe, Napoleon und der ›junge Werther‹

VON BERND W. SEILER (Bielefeld)

ABSTRACT

Zu dem umrästelten Gespräch, das Napoleon 1808 mit Goethe über den *Werther* geführt hat, kursieren zwei Auflösungen, die beide mit Goethes Äußerungen nicht zur Deckung zu bringen sind. Unbeachtet geblieben ist eine Erklärung aus dem Jahre 1902, die sich aus den Aufzeichnungen K. E. Schubarths ergibt. Sie stimmt nicht nur mit Goethes eigenen Andeutungen überein, sondern macht auch sein Schweigen über dieses Gespräch verständlich.

In reference to the puzzling conversation which Goethe had with Napoleon in 1808 concerning *Werther*, there are two explanations in circulation, neither of which correspond to Goethe's own statements. Yet an account from the notes of K. E. Schubarth in 1902 remains quite overlooked, which not only agrees with Goethe's own comments, but which also explains his silence about the conversation.

Im Herbst 2008 ist im Beck-Verlag München von Gustav Seibt das Buch *Goethe und Napoleon* erschienen, eine solide gearbeitete und gut erzählte Studie über den unruhigen Zeitabschnitt, da Preußen unter napoleonische Besatzung geriet und sich das kleine Fürstentum Weimar inmitten jenes Umbruchs zu behaupten hatte.¹ Anlass war der 200. Jahrestag der ›historischen Begegnung‹ des Kaisers der Franzosen mit dem Dichter der Deutschen am Rande des Fürstentages zu Erfurt, eine Audienz von dreißig Minuten Dauer am 2. Oktober 1808, von der als hauptsächlicher Inhalt ein Meinungs-austausch über Goethes *Werther* überliefert ist. Klein, kleiner, am kleinsten, könnte man sagen und es für nicht besonders wichtig halten, wovon dabei die Rede war. Aber es ist Goethe, es ist Napoleon und es ist der *Werther*, also warum nicht.

Was erfährt man bei Seibt über dieses Gespräch, aus dem Goethe selbst bekanntlich stets ein Geheimnis gemacht hat? Napoleon habe gefragt, so das Fazit, warum Goethe im ›Herausgeberbericht‹ des Zweiten Teiles dieses Briefromans die strenge Bindung an die Perspektive des Herausgebers an einer Stelle aufgegeben und in sieben, acht Sätzen von einem Selbstgespräch Werthers Mitteilung gemacht habe. Entgegen aller formalen Logik müsse man lesen, dass Werther bei einem einsamen Spaziergang mit den Zähnen geknirscht, über das kalte Betragen von Lottes Ehemann zu sich gesprochen und sich die Unvermeidlichkeit seiner Abreise vor Augen gehalten habe. Niemals hätte ein Herausgeber, der ausschließlich Berichte verwertet haben will, solches mitteilen können und

¹ Gustav Seibt, *Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung*, München 2008.

dürfen, also warum, Monsieur Goethe – so Napoleons Frage –, »warum habt Ihr das gethan?«²

Man glaubt seinen Augen nicht zu trauen. Da treffen zwei weltgewandte Männer zusammen, und nach ein paar einführenden Worten beginnt Napoleon einen ganzen Abschnitt aus dem zweiten Teil des Romans in der französischen Übersetzung aus dem Gedächtnis vorzutragen – von einem zur Hand genommenen Exemplar ist nirgends die Rede – und will von Goethe wissen, warum er das so und so formuliert habe. Und Goethe beugt sich sogleich gedanklich über den vor zwanzig Jahren letztmalig bearbeiteten Text, vergleicht das französische Zitat mit dem deutschen Original, das er natürlich Wort für Wort parat hat, und muss erstaunt bekennen, dass die betreffende Formulierung die Kompetenz eines ›Herausgebers‹ in der Tat überschreitet. Und hinterher lobt er gegenüber allen und jedem den Scharfsinn des Kaisers, zeigt sich lebenslang beeindruckt, aber auch verschlossen, und äußert, Napoleon habe als einziger die ›Naht‹ entdeckt, »wo er die wahre Geschichte und die Fiktion aneinander genäht«, also die beiden Elemente, aus denen der Roman bestehe, künstlich verknüpft habe.³

Nun muss man zur Rechtfertigung dieses Befundes sagen, dass er genau das wiedergibt, was die Germanistik als Wissenschaft aus der fragmentarischen Überlieferung gemacht bzw. was sie von ihr übrig gelassen hat. Gustav Seibt ist also eigentlich kein Vorwurf zu machen, im Gegenteil, man merkt seiner Darstellung sogar an, dass ihn dieses Resultat selbst nicht befriedigt. Hinzu kommt nämlich, dass es nur gilt, wenn man voraussetzt, dass Napoleon die erst seit 1801 in Frankreich verbreitete zweite Fassung des Romans gelesen, ja vergleichend studiert hat, da alle anderen Zeugnisse besagen, dass er das Werk noch in der Erstfassung von 1774 und damit ohne die beanstandeten Sätze ursprünglich kennen gelernt hat. In Deutschland hat sich die zweite Fassung, 1787 veröffentlicht, ganz unauffällig erst nach Jahrzehnten an die Stelle der ersten gesetzt, und mehr als ein Jahrhundert hat es gedauert, bevor man ganz erschloss, wie viele inhaltliche und erst recht sprachliche Abweichungen es in ihr gibt.⁴

Aufgebracht hat die These, Napoleon habe einen erzählerischen Formfehler am *Werther* gerügt, August Püringer 1931 in den *Bayreuther Blättern*, vollmundig verkündet als »Erledigung einer 120jährigen litteraturgeschichtlichen Rät-

² Aus Goethes Aufzeichnung vom 14. Februar 1824, in: Goethe, *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, Frankfurt a. M. 1985 ff., Abt. I, XVII, 378–384. Vollständig wiedergegeben auch bei Seibt (Anm. 1), 125 ff.

³ Wilhelm von Humboldt am 19. November 1808 an seine Frau (Wilhelm von Humboldt, *Briefe*, Auswahl von Wilhelm Rössle, München 1952, 283 f.). Den Vergleich mit der ›verborgenen Naht‹ zitieren auch Friedrich von Müller (Anm. 6) und Karl Ernst Schubarth (Anm. 16).

⁴ Martin Lauterbach, *Das Verhältnis der zweiten zur ersten Ausgabe von ›Werthers Leiden‹*, Stuttgart 1910.

selfrage«. ⁵ Zurückweisen wollte Püringer damit zugleich die bis dahin (und auch später noch) verbreitete Annahme, Napoleon habe eine Motiv-Vermischung am *Werther* getadelt, nämlich dass sich dieser nicht allein aus enttäuschter Liebe, sondern auch wegen der Verletzung seiner Ehre das Leben genommen habe. Diese nach Goethes Tod durch Kanzler von Müller wie eine Tatsache in Umlauf gebrachte Version ⁶ konnte und kann nun in der Tat nicht überzeugen. Abgesehen davon, dass die doppelte Motivierung von Werthers Selbstmord von Anfang an öffentlich wahrgenommen worden ist ⁷, Goethe also keinesfalls erst durch Napoleon auf diesen ›Fehler‹ gestoßen sein könnte, wie er lebenslang betonte, lässt sich in ihr auch eine ›verborgene Naht‹ nicht entdecken, mit der Teile unterschiedlicher Art zusammengefügt worden wären. Und schon überhaupt nicht kann sie, wie auch Püringer hervorhebt, als ›nicht naturgemäß‹ (wie Goethe immerhin eingeräumt hat) beanstandet werden. Vielmehr lässt sich mit guten Gründen vertreten, dass Werthers Selbstmord auf diese Weise sogar besonders lebenswahrscheinlich motiviert ist.

Auch Püringers eigene These hat freilich so wenig Anklang gefunden, dass sie jahrzehntelang nicht übernommen worden ist. Mehrere große Goethe-Biogra-

⁵ August Püringer, »Der ›Fehler‹ in Goethes »Werther«. Zur Erledigung einer 120jährigen literaturgeschichtlichen Rätselfrage«, *Bayreuther Blätter* 54 (1931), 25–47.

⁶ Friedrich von Müller, *Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 bis 1813* [Erstausgabe 1851]. Die Unterredung Napoleons mit Goethe spielt in Kanzler von Müllers Erinnerungen nur eine untergeordnete Rolle, und er ist bei ihr auch nicht zugegen gewesen. Goethe habe ihm »erst lange nachher« und »nach und nach die Einzelheiten« mitgeteilt. Zum *Werther* soll Napoleon demnach gesagt haben: »Werthers Leiden versicherte er siebenmal gelesen zu haben und machte zum Beweise dessen eine tief eindringende Analyse dieses Romans, wobei er jedoch an gewissen Stellen eine Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe finden wollte. ›Das ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluß, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?« – Goethe fand die weitere Begründung dieses kaiserlichen Tadels so richtig und scharfsinnig, daß er ihn späterhin oftmals gegen mich mit dem Gutachten eines kunstverständigen Kleidermachers verglich, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel sobald die fein versteckte Naht entdeckt.« Leipzig 1911, 173.

⁷ Christian Friedrich Blankenburg, »Über Goethes Werther« [1775]: »Die Begebenheiten, von welchen der junge Werther ein so mitleidenswürdiges Opfer wird, sind – eine unglückliche, eigentlich unbefriedigte, am Ende gar strafbare Liebe – und dann eine Kränkung seiner Ehre, und mit diesen Hauptumständen sind andere, aus der um ihn her angenommenen Lage entstandene kleine Zufälle verknüpft.« (Hermann Blumenthal, *Zeitgenössische Rezensionen und Urteile über Goethes Götze und Werther*, Berlin 1935, 75.) Dass Goethe Blankenburgs umfangreiche Erörterung gekannt hat, kann nicht zweifelhaft sein, und wie er haben auch andere frühe Rezensenten die zweierlei Ursachen für Werthers Selbstmord wahrgenommen, wenn auch allerdings nicht getadelt.

phen – Viëtor, Staiger, Friedenthal⁸ – haben sich weiter an Kanzler von Müller gehalten, und auch die speziell dem Napoleon-Gespräch gewidmete Literatur hat sie übergangen.⁹ Erst Arthur Henkel, namhafter Goethe-Forscher, machte sie sich 1975 zu eigen und wiederholte sie erweitert im Jahre 1982 und dann noch einmal 1990.¹⁰ Dabei richtete sich Henkels Hauptaugenmerk auf die Frage, ob Napoleon die zweite Fassung des *Werther*, die die vermeintlich Anstoß gebende Stelle allein nur enthält, überhaupt gekannt hat. In umfangreichen Recherchen fand er heraus, dass ein Exemplar der einschlägigen französischen *Werther*-Übersetzung von Sevelinges aus dem Jahre 1804 in Napoleons Bibliothek vorhanden gewesen sein könnte und sich möglicherweise eben dieses noch in einer (einer!) New Yorker Bibliothek erhalten habe. Per telefonischer Anfrage habe er von gewissen Gebrauchsspuren darin erfahren, die auch die fragliche Partie im Herausgeber-Bericht des zweiten Teils des Romans einschließen, weshalb sich die Annahme von Napoleons textkritischer Lektüre nahezu bestätige. Ganz ernst scheint Henkel diese Beweisführung allerdings selbst nicht zu nehmen, teilt er doch hier erneut – wie in den früheren Veröffentlichungen – eine fingierte Tagebucheintragung Napoleons mit, in der sich dieser über den ›Idioten Goethe‹ erregt, der sein eigenes Geniewerk durch eine nachträgliche Bearbeitung verhunzt habe.¹¹

Weder bei Püringer noch bei Henkel wird allerdings auch nur der geringste Gedanke auf die Frage verwendet, ob eine textkritische Debatte in der betreffenden Situation überhaupt für möglich zu halten ist. Die *Werther*-Stelle, die dabei hätte erörtert werden müssen, lautet:

Seine [Werthers] Gedanken fielen auch unterwegs auf diesen Gegenstand. Ja, ja, sagte er zu sich selbst, mit heimlichem Zähmknirschen: das ist der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem theilnehmende Umgang, die ruhige daurende Treue! Sattig-

⁸ Karl Viëtor, *Goethe. Dichtung – Wissenschaft – Weltbild*, Bern 1949, 236; Emil Staiger, *Goethe*, Zürich 1952, Bd.1, 153; Richard Friedenthal, *Goethe. Sein Leben und seine Zeit*, München 1963, 523.

⁹ Edwin Redslob, *Goethes Begegnung mit Napoleon*, Baden Baden 1954, 21 f.; Peter Berglar, *Goethe und Napoleon*, Darmstadt 1968, 25 f.

¹⁰ Arthur Henkel, »Warum habt Ihr das gethan?«, in: ders., *Goethe-Erfahrungen*, Stuttgart 1982, 181–189, zuvor in kürzerer Fassung in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 28./29. Juni 1975. Ders., »Wie Napoleon den Werther las«, *Heidelberger Jahrbücher* 34 (1990), 1–17. – Während die ersten beiden Veröffentlichungen noch einen mehr hypothetischen Charakter haben – Henkel deklariert den Aufsatz als ›Brief an einen Freund‹ und teilt ihn in seinem Buch nur im Anhang mit –, unterbleibt acht Jahre später dieser Vorbehalt. Anscheinend haben ausbleibender Widerspruch oder direkte Zustimmung ihn in seiner Auffassung bestärkt.

¹¹ Henkel, *Heidelberger Jahrbücher* (Anm. 10), 15 f. Auf die in Französisch abgefasste umfangreiche Tagebuch-Eintragung hat sich Henkel offenbar besonders viel zugute gehalten. Dabei zeugt sie mit der Unterstellung, Napoleon habe einen akribischen Textvergleich zwischen der ersten und der zweiten Fassung des *Werther* vorgenommen, von weiter nichts als von einer großen philologischen Verblendung.

keit ists und Gleichgültigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geschäft mehr an als die theure, köstliche Frau? Weiß er sein Glück zu schätzen? Weiß er sie zu achten wie sie es verdient? Er hat sie, nun gut er hat sie – Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß, ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu seyn, er wird mich noch rasend machen, er wird mich noch umbringen –¹²

Selbst wenn man unterstellt, dass Napoleon dies andeutend hätte vortragen und Goethe seine Kritik daran, nämlich dass ein nur auf Berichte sich stützender Erzähler solches nicht hätte wissen und mitteilen können, ohne weiteres hätte nachvollziehen können, selbst wenn man also eine inhaltliche Verständigung hier für möglich hält – ist nicht das absolut Läppische einer solchen Einlassung offensichtlich? Jeder, der den *Werther* auch nur mit etwas Anteilnahme liest, wird das nicht ganz Regelgerechte der fraglichen Stelle übersehen, und einen Autor nahezu anklagend auf sie hinzuweisen – »warum habt Ihr das gethan?« – scheint sich einfach zu verbieten. Und Goethe gar sollte dies gelobt und eine besonders fundierte Kritik darin gesehen haben? Viel wahrscheinlicher wäre, dass er sich geärgert hätte, wenn ihm nicht selbst dafür die Sache noch zu belanglos gewesen wäre. Für den Textsinn nämlich ist die Stelle ganz unerheblich, zumal ja die Erstfassung sie noch nicht enthält, und hätte man Goethe von ihrer Unlogik überzeugen können, wäre es ihm ein Leichtes gewesen, sie abzuändern. Werthers Gedanken hätten sich als Tagebuchnotiz mitteilen lassen, oder der ›Herausgeber‹ hätte sich für das Ehe-Verhalten Alberts auf die Mitteilungen eines Zeugen berufen. Für erforderlich muss man allerdings nichts dergleichen halten. Da die Perspektive Werthers im Schlussteil ohnehin mehr und mehr durch die eines auktorialen, ›allwissenden‹ Erzählers abgelöst wird (man denke nur an die lange Ossian-Lesung, die von ihm wie von einem Anwesenden wiedergegeben wird), ist es weiter nichts als philologische Borniertheit, dies als eine Verletzung der Herausgeber-Fiktion zu rügen.

Wenn nun aber dies als Monetum Napoleons ebensowenig infrage kommt wie die Beanstandung der doppelten Motivierung – was stattdessen? Es gibt eine Erklärung aus dem Jahre 1902, die, versteckt in einer Fußnote, in der damals schon unübersehbaren Goethe-Literatur schlicht untergegangen ist, die aber zu allen Auskünften Goethes anstandslos passt. Sie findet sich in Hans Gerhard Gräfs mehrbändiger Dokumentation *Goethe über seine Dichtungen*. Aus einer Gesprächsaufzeichnung von Karl Ernst Schubarth erschließt Gräf, dass Napoleon gefragt haben wird, warum »Werther nicht den geringsten Versuch macht, zu handeln, die Geliebte zu erringen, solange sie noch nicht Alberts Gattin war«, sondern sich vielmehr zurückzieht und dann an der vergeblichen Liebe zu der verheirateten Lotte zerbricht.¹³

¹² Goethe, *Die Leiden des jungen Werthers*, 2. Teil (»Der Herausgeber an den Leser«), in: ders. (Anm. 2), Abt. I, VIII, 201 f.

¹³ Hans Gerhard Gräf (Hrsg.), *Goethe über seine Dichtungen*. Teil I, Bd. 2 [1902], Reprint Darmstadt 1968, 652.

Die Beweisführung Gräfs im einzelnen ist die, dass Schubarth, geboren 1796, als Student in Breslau eine Schrift über Goethe verfasst und darin ausgeführt hatte, dass Werthers Problem nicht seine Leidenschaft für Lotte sei, sondern seine Passivität, nämlich dass er die Dinge nur auf sich wirken lasse und nicht auf »Handeln und Leisten« ausgerichtet sei.¹⁴ Goethe gab zu Schubarths Ausführungen ein wohlwollendes Urteil ab und empfing ihn deshalb auch als Besucher in Jena im September 1820. Eigens dafür sah er sich wenige Wochen zuvor die Schrift Schubarths auch noch einmal an, wie sein Tagebuch ausweist.¹⁵ Bei der Audienz nun, so teilte Schubarth später mit, kam die Rede auch auf den *Werther*, und Goethe habe bei dieser Gelegenheit die Äußerung getan, »Napoleon sei der einzige gewesen, der ihn, den Dichter, auf ein Mißverhältnis im *Werther* aufmerksam gemacht, das bis dahin den schärfsten, kritischen Blicken entgangen, weil er es allerdings so künstlich versteckt, wie der Schneider seine künstliche Naht anzubringen pflege, wenn ihm durch ein Unglück in ein ganzes Stück Tuch irgend wo ein Riß kommt.« Um näheren Aufschluss gebeten, habe Goethe ihm erwidert, »ich [Schubarth] sei durch das, was ich über *Werther* in meiner Beurtheilung bereits gesagt, auf dem besten Wege es selbst zu finden; er wolle mir daher nicht vorgreifen.«¹⁶ Das begründet Schubarths Annahme, dass es seine Anmerkungen zu Werthers Passivität gewesen sein müssen, die Goethe gemeint habe, und er führt aus:

Doch ist nicht zu übersehen, wie das Tragische in dieser Dichtung dem Dichter eigentlich nur als Maske dient, mit der es so ernst nicht gemeint ist. Um seinen Helden auf eine Weise zu entlassen, die ihm das allgemeine Mitgefühl sichere, treibt der Dichter denselben in ein Liebesabentheuer, und läßt ihn anscheinend wegen der Neigung zu einem versagten weiblichen Wesen untergehen, während es doch auffallen muss, daß *Werther* so ganz und gar nichts dafür tut, in den Besitz Lottens zu gelangen, da es noch möglich und erlaubt war, nämlich vor ihrer Verheirathung mit Albert, wo sie *Werther* kennen lernte.¹⁷

Schubarths Folgerung, Werthers Leiden an dem Liebesverhältnis habe eigentlich nur dessen Weltverachtung kaschieren sollen, hätte sicherlich Goethes Zustimmung nicht gefunden, aber eine Vorhaltung durch Napoleon, warum sich dieser um die noch unverheiratete Lotte nicht ernstlich bemüht, lässt sich mit Goethes Mitteilungen in allen Punkten verbinden. Die betreffende Stelle in seinen Aufzeichnungen lautet:

¹⁴ Karl Ernst Schubarth, *Zur Beurtheilung Goethes*, Breslau 1818. Erweitert zu zwei Bänden unter dem Titel *Zur Beurtheilung Göethes, mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst*, Breslau 1820. Das fortschreitende Manuskript hatte Schubarth 1818 an Goethe gesandt und konnte deshalb dessen Antwort vom 8. Juli 1818 »statt eines Vorwortes« in dem Buch selbst veröffentlichen.

¹⁵ Nachweise bei Gräf (Anm. 13).

¹⁶ Karl Ernst Schubarth, »Über Goethes Faust, als Einleitung zu Vorträgen darüber«, in: ders., *Gesammelte Schriften philosophischen, ästhetischen, historischen, biographischen Inhalts*, Hirschberg 1835, 184–224.

¹⁷ Schubarth (Anm. 16), 202 f.

Er [Napoleon] wandte darauf das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Beobachtungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: »warum habt Ihr das gethan; es ist nicht naturgemäß«; welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinander setzte. Ich hörte ihm mit heiteren Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln daß ich zwar nicht wisse ob mir jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sey. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.¹⁸

Dass Werthers Werbungs-Verzicht als »nicht naturgemäß« beanstandet werden kann, ist ebenso einleuchtend wie die Frage, warum er, Goethe, dies so eingerichtet habe. Und erst recht wird Goethes »vergnügtes Lächeln« damit verständlich. Letztlich bedeutete Napoleons Frage ja, warum er seinen Helden so verkehrt sich habe verhalten lassen, die Geschichte hätte ganz anders ausgehen können. Darüber kann sich ein Autor in der Tat amüsieren, denn die Wahrnehmung gilt hier nicht der von ihm geschaffenen Figur, sondern einem Menschen, der besser durch ihn gerettet worden wäre. Goethes Hinweis auf die Wirkungen, die er bezweckt habe, leuchtet dazu auch wiederum ein, und auch sein in verschiedenen Versionen überlieferter Vergleich von der verborgenen Naht wird damit plausibel, mit der er zwei eigentlich getrennte Teile zu einem Ganzen verbunden habe.¹⁹

Wie früh schon öffentlich dargelegt worden war²⁰, setzte sich der *Werther* ja aus zwei ganz verschiedenen Geschichten zusammen, nämlich aus einer »wahren Geschichte« und einer »Fiktion«, wie nach Humboldts Brief-Äußerung Goethe selbst unterschied.²¹ Fiktional, d. h. »nicht wahr« im Sinn öffentlicher Nachweisbarkeit, ist der erste Teil des Romans, auch wenn ein Stück von Goethes eigenem Leben, seine Wetzlarer Zeit mit seiner Verliebtheit in Charlotte Buff, in ihn eingegangen ist. »Wahr« hingegen ist der zweite Teil, nämlich das Schicksal von Karl Wilhelm Jerusalem, der als beruflich glückloser Wetzlarer Assessor dort der Frau eines Gesandten den Hof machte, von ihr abgewiesen wurde und sich im November 1772 erschoss. Beide Teile waren nur so miteinander zu verbinden, dass Werther *nicht* um Lotte wirbt, solange sie noch frei ist, weil jeder Versuch dieser Art sein Verhältnis zu ihr entweder hätte befestigen oder es für immer beenden müssen. Das Unterlassen der Werbung ist mithin die

¹⁸ Goethe, »Unterredung mit Napoleon«, in: ders. (Anm. 2), Abt. I, XVII, 380.

¹⁹ Hingewiesen auf diesen Zusammenhang habe ich bereits in: Bernd W. Seiler, Jan-Torsten Milde, *Goethes Werther. Ein Literatur-Kommentar auf CD-ROM*, Bamberg 2003.

²⁰ Anonym, *Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers*, Frankfurt und Leipzig 1775.

²¹ Humboldt (Anm. 3)

Voraussetzung dafür, dass der zweite Teil dem ersten nachfolgen kann, oder eben die Naht, die die beiden Teile verbindet.

Dass Goethe sich in der Tat bemüht hat, diese Naht unkenntlich zu machen, ergibt sich aus einem bemerkenswerten Unterschied zu den tatsächlichen Wetzlarer Verhältnissen: Werthers Lotte ist mit Albert förmlich verlobt, Charlotte Buff war dies mit Johann Christian Kestner nicht. Kestner hat dies Goethe gegenüber als eine ›Unwahrheit‹ sogar gerügt. In einem Brief aus dem Jahre 1783, der sich im Konzept erhalten hat, schreibt er an ihn:

Der Umstand, daß sie [Lotte] Werthern auf dem Balle gleich zu verstehen gegeben, daß sie schon engagiert sei, war uns auch anstößig. Meine Lotte, wenn die damit gemeint wäre, hätte solches nicht äußern können; weil wir nie eigentlich versprochen gewesen sind. Wir verstanden uns, wir waren einig, wir waren nicht mehr zu trennen, das ist wahr. Es beruhte aber nur zum Teil auf einer stillschweigenden Übereinkunft. Wir hätten, menschlichen Gesetzen nach, uns noch immer trennen können.²²

Aber auch unabhängig von diesem Moment wird Lotte von Werther von Anfang an so sehr als eine bereits gebundene Frau wahrgenommen, dass ihn ihr Übertritt in die Ehe gar nicht weiter beschäftigt. Und ebensowenig beschäftigte in Übernahme dieser Sicht dieses Faktum die Leser. Friedrich Nicolais bekannte Parodie *Freuden des jungen Werthers* endet so, dass Werther, nachdem er sich vermeintlich erschossen hat (die ihm übergebene Pistole ist nicht scharf geladen), von Albert wegen seiner melancholischen Verliebtheit verspottet und ihm Lotte einfach abgetreten wird – ohne jede Beachtung der Tatsache, dass das Paar inzwischen verheiratet ist.²³

Sollte Goethe von Napoleon also gefragt worden sein, warum Werther nicht rechtzeitig um Lotte wirbt, könnte ihm dieser Einwand in der Tat zuvor nicht begegnet sein – und hätte ihm doch sofort einleuchten müssen. Ein Verlöbnis konnte damals schadlos für beide Seiten jederzeit noch wieder gelöst werden – so wie ja auch er selbst sein Verlöbnis mit Lili Schönemann 1775 wieder gelöst hatte. Und nicht nur das, auch sogar der Romantext enthält eine Stelle, wo Werther die Möglichkeit einer Werbung um Lotte berührt, das Thema in einer merkwürdigen Verdunkelung seiner Rede jedoch sofort wieder fallen lässt. Im Brief vom 8. August 1771 heißt es zu einer Empfehlung seines Freundes Wilhelm:

Entweder, sagst du, hast du Hoffnung auf Lotten, oder du hast keine. Gut, im ersten Fall suche sie durchzutreiben, suche die Erfüllung deiner Wünsche zu umfassen: im anderen Fall ermanne dich, und suche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle deine Kräfte verzehren muß. – Bester! das ist wohl gesagt, und – bald gesagt. Und kannst du von dem Unglücklichen, dessen Leben unter einer schleichenden Krankheit unaufhaltsam allmählich abstirbt, kannst du von ihm verlangen, er solle

²² Kestner an Goethe 1783 (Konzept Kestners), in: *Briefe an Goethe*, hrsg. K. R. Mandelkow, Hamburg 1965, Bd. 1, 83 f.

²³ Friedrich Nicolai, *Freuden des jungen Werthers*, Berlin 1775.

durch einen Dolchstoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Übel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Mut, sich davon zu befreien?²⁴

Das Entweder, also seine ›Hoffnungen durchzutreiben‹, wird von Werther weder hier noch anderswo auch nur eines weiteren Wortes gewürdigt, weshalb man eigentlich folgern müsste, dass er seine Sache für aussichtslos hält und deshalb lieber gar nicht erst fragen will. Wie kann er dann aber andauernd von Lottes Wohlwollen für ihn sprechen? Wie kann er sich wieder und wieder von ihr angenommen, ja sich Albert sogar vorgezogen sehen? Und könnte er, wenn er sich in dieser Hinsicht grundsätzlich zurückgewiesen glaubte, später die Rückkehr zu ihr überhaupt in Erwägung ziehen? Anscheinend weiß er sich doch geliebt, muss nur eben nach dem Willen des Autors das Nächstliegende außer Acht lassen, damit sich dem weiteren Gang der Handlung keine unüberwindlichen Hindernisse in den Weg stellen.

Nun könnte die Erklärung, die sich aus Schubarths Äußerungen für den Einwand Napoleons ergibt, nur für eine mögliche weitere gelten, fiele nicht auch auf Goethes Herumdrucksen um diesen Einwand durch sie ein bezeichnendes Licht. Wie von verschiedenen Seiten überliefert ist, hat sich Goethe stets merkwürdig verschlossen und irgendwie irritiert von Napoleons Frage gezeigt, niemand konnte sich sein Verhalten erklären. Kanzler von Müller in seinen *Erinnerungen* schreibt:

Goethe beobachtete lange ein tiefes Schweigen über den Hergang bei dieser Audienz, sei es, weil es überhaupt in seinem Charakter lag, sich über wichtige, ihn persönlich betreffende Vorgänge nicht leicht auszusprechen, sei es aus Bescheidenheit und Delikatesse. Daß aber Napoleons Äußerungen ihm einen mächtigen Eindruck hinterließen, konnte man ihm sehr bald abmerken, obschon er selbst den Fragen seines Fürsten [Carl August] nach dem Inhalte der Unterredung geschickt auszuweichen verstand.²⁵

Dass diese Mitteilungsscheu zu den anderweit unterstellten Gesprächsinhalten nicht passt, liegt auf der Hand. Warum sollte Goethe um den Einwand der doppelten Motivierung von Werthers Selbstmord oder gar um den Perspektiven-Wechsel in der zweiten Fassung des Romans ein solches Geheimnis gemacht haben? Mit Werthers unnatürlichem Verhalten war das ganz etwas anderes. Nicht nur konnte die Anteilnahme an seinem Schicksal und zugleich an dem Roman dadurch Schaden nehmen, es könnte Goethe auch sein eigenes Verhalten damals in Wetzlar fragwürdig geworden sein. Auch er war ja, bei aller Liebe zu Charlotte Buff, gar nicht darauf aus gewesen, sie für sich zu gewinnen, könnte also auch sein eigenes einstiges Verhalten als ›nicht naturgemäß‹ wahr-

²⁴ Goethe, *Die Leiden des jungen Werthers*, 1. Teil, Brief vom 8. August, in: ders. (Anm. 2), Abt. I, VIII, 89.

²⁵ Müller (Anm. 6), 174 f.

genommen haben. In einem Brief an Kestner vom April 1773 hatte er diesem die einigermaßen erstaunliche Mitteilung gemacht:

Wie ich mich an Lotten attachirte und das war ich wie ihr wisst von Herzen, redete Born mit mir davon, *wie man spricht*. »Wenn ich K. wäre mir gefiels nicht. Worauf kann das hinausgehn? Du spannst sie ihm wohl gar ab?« und dergleichen. Da sagt ich zu ihm, Mit diesen Worten in seiner Stube, es war des Morgens: »Ich binn nun der Narr das Mädgen für was besonders zu halten, betrügt sie mich, und wäre so wie ordinair, und hätte den K. zum Fond ihrer Handlung um desto sichrer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick der mir das entdeckte, der erste der sie mir näher brächte, wäre der letzte unsrer Bekantschafft,« und das beteuert ich und schwur.²⁶

Es ist Goethes Angst vor erotischen Annäherungen überhaupt, die in diesem Selbstbekenntnis zum Ausdruck kommt, eine Gehemtheit, die sein ganzes Jugend- und frühes Mannesleben hindurch andauerte und die ihn deshalb nur zu mehr oder weniger gebundenen Frauen in engeren Kontakt treten ließ. Erst 1787 bei seinem Aufenthalt in Italien konnte er, wie bekannt, diese Gehemtheit überwinden.²⁷

Der *Werther* hängt aber noch in einem tieferen Sinne mit dieser Problematik zusammen, wie man seit der großen »Psychoanalytischen Studie« von Kurt R. Eissler weiß.²⁸ Der ganze Impuls für den Roman, den Goethe ja erst anderthalb Jahre nach den Wetzlarer Erlebnissen und Ereignissen innerhalb weniger Wochen niederschrieb, ging nicht von seinem Kummer um Charlotte Buff, sondern von der Heirat und Schwangerschaft seiner Schwester Cornelia aus. Die allereingste Bindung an sie, die auch seinen Umgang mit Frauen so problematisch machte, wurde durch diese Heirat unwiderruflich aufgelöst. Von den vielen Zeugnissen, die Eissler dafür beibringt, nur dies: Im 13. Buch von *Dichtung und Wahrheit* schreibt Goethe, er habe gerade am Tag der Hochzeit seiner Schwester am 1. November 1773 die Nachricht seines Verlegers aus Leipzig erhalten, dass der *Werther* zum Druck angenommen sei.²⁹ Tatsächlich jedoch

²⁶ Goethe an Johann Christian Kestner am 14. April 1773, in: ders. (Anm. 2), Abt. II, I, 302.

²⁷ Dieser in vielen Zusammenhängen beobachtete Sachverhalt, am vollständigsten dargelegt und erklärt in der großen »psychoanalytischen Studie« von K. R. Eissler (Anm. 28), wird auch von Christa Bürgers Studie *Goethes Eros*, Frankfurt a.M. 2008, wiederum bestätigt.

²⁸ Kurt R. Eissler, *Goethe. Eine psychoanalytische Studie* [1963]. Aus dem Amerikanischen übersetzt von P. Fischer, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1983. Siehe im ersten Band das Kapitel »Cornelia«.

²⁹ Goethe, *Dichtung und Wahrheit*, 13. Buch: »Es ward ein sauberes Manuskript davon [*Die Leiden des jungen Werthers*] besorgt, das nicht lange in meinen Händen blieb: denn zufälliger Weise an demselben Tage, an dem meine Schwester sich mit Georg Schlosser verheiratete, und das Haus, von einer freudigen Festlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuskript zu ersuchen. Ein solches Zusammentreffen hielt ich für ein günstiges Omen, ich sendete den

hatte er zu diesem Zeitpunkt noch keine Zeile des Romans zu Papier gebracht. Die Werther-Verzweiflung hatte für ihn eben zutiefst mit dieser Heirat zu tun, so wie man auch folgern kann, dass hinter dem hölzernen Albert nicht der von Goethe stets geschätzte Kestner, sondern Cornelias Ehemann Schlosser steht.³⁰

Auch das könnte Goethe bei dem Einwand Napoleons gedämpft haben, und so schwieg er beharrlich zu allen Fragen und Vorschlägen, worauf dieser sich denn bezogen haben könnte. Einmal geweckt, hätte die Neugier womöglich noch ganz andere Spuren von Unnatur in dem Roman aufgefunden. Man denke nur an den Brief Werthers vom 14. Dezember 1772, wo er davon spricht, er habe Lotte im Traum in seinen Armen gehalten, sie fest an sich gedrückt und »ihren liebelispelnden Mund mit unendlichen Küssen« gedeckt. Ein phallischer, ein Lust-Traum zweifellos, jeder erkennt, was hier gemeint ist. Freut er sich aber, dass er sie wenigstens im Traum einmal besessen hat? Er freut sich nicht, er ist entsetzt. »Ist nicht meine Liebe zu ihr die heiligste, reinste, brüderlichste Liebe?«, ruft er aus. »Habe ich jemals einen strafbaren Wunsch in meiner Seele gefühlt?«³¹ Und das von demselben Werther, der sich dieser Lotte Tag um Tag mit allen Anzeichen des Begehrens an die Fersen heftet. Keine Frage: es ist der Traum von Goethes brüderlicher Liebe, den er zu träumen hat, und Goethe, ganz in seiner Empfindung befangen, ist sich des Unrichtigen dieser Zuweisung nicht einmal bewusst.

Dass sich solche Erkenntnisse in der *Werther*-Literatur nicht verbreitet haben, ist symptomatisch. Die Verständigung über Inhalte, dieses erste aller Leser-Interessen, rangiert wissenschaftlich weit hinten, und zumal der psychoanalytische Zugriff ist immer der ganz andere geblieben, eine ›Methode‹, deren Resultate nur innerhalb von deren eigenen engen Grenzen für gültig erachtet werden. Auch wieder in der jüngsten Veröffentlichung, die Goethes problematisches Verhältnis zu Frauen betrifft, Christa Bürgers Studie *Goethes Eros*, kommen Eisslers Erkenntnisse nicht vor.³² Und ebenso symptomatisch ist, dass man sich bei Napoleons Rätsel-Einwand um Inhaltliches später nicht mehr gekümmert hat. Eckermann konnte Goethe gegenüber noch mutmaßen, dass der beanstandete Fehler vielleicht in Lottes Bereitschaft liege, Werthers Diener die Pistolen zu überlassen, die ihm den Selbstmord ermöglichen, und Goethe hat diese Beobachtung für »ebenso richtig« erklärt wie die Napoleons.³³ Anstatt aber in dieser

Werther ab, und war sehr zufrieden, als das Honorar das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Schulden verschlungen wurde, die ich um des Götz von Berlichingen willen zu machen genötigt gewesen.« (In: ders. [Anm. 2], Abt. I, XIV, 641.)

³⁰ Umfassend dargelegt bei Eissler (Anm. 28), Bd. 1, 128–161.

³¹ Goethe, *Die Leiden des jungen Werthers*, 2. Teil, Brief vom 14. Dezember (In: ders. [Anm. 2], Abt. I, VIII, 215).

³² Bürger (Anm. 27). Zumal Goethes Verhältnis zu seiner Schwester Cornelia wird hier nur wortwörtlich nach Goethes Aussagen wiedergegeben, während Eissler gerade zeigt, was alles diese Aussagen zugleich verbergen.

inhaltlichen Richtung weiterzufragen, hat man sich in der für das 20. Jahrhundert typischen Fixierung auf Gestaltungsfragen nur immer tiefer in den Text eingegraben, um zuletzt sein ›Heureka‹ auf eine formale Spitzfindigkeit auszubringen. Man mag einwenden, dass von dieser Verkehrtheit weiter nichts abhängt. Aber es geht um Goethe, es geht um Napoleon und es geht um den *Werther*, da sollte das Resultat doch wenigstens plausibel sein.

³³ Johann Peter Eckermann, *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, 2. Januar 1824 (In: Goethe [Anm. 2], Abt. II, XII, 528).

Replik 2010

In Erwiderung auf meinen Beitrag erschien in der *Deutschen Vierteljahrsschrift* 84 (2010, S. 176-185) der Aufsatz von

Rudolf Becker: Das Rätsel um Napoleons Kritik an Goethes Werther. Skizze einer möglichen Lösung.

Becker erklärt zunächst, warum ihn meine Schlussfolgerungen hinsichtlich des Napoleon-Einwandes gegen Goethes *Werther* nicht überzeugen. Was ich als den vermuteten Beanstandungspunkt geltend mache, nämlich dass Werther um Lotte nicht wirbt, solange sie noch frei ist, sei eine Eigentümlichkeit im Verhalten der literarischen Figur, nicht eine, die man dem Autor zurechnen dürfe, und als Vorhaltung gegen Goethe sei „eine solche Verwechslung des Autors mit der von ihm geschaffenen Figur“ Napoleon nicht zuzutrauen (S. 177).

Von der Problematik dieser Unterscheidung bei einem so bekenntnishaften Werk wie dem *Werther* abgesehen – wieso liegt eine solche Verwechslung hier überhaupt vor? Nach Goethes Worten hat Napoleon gefragt, warum Werther sich so und so verhält, nicht jedoch, warum er – Goethe – sich seinerzeit so verhalten habe. Das aber schließt ein, dass der Autor, wie aus der Gesprächsnotiz auch ableitbar, in der Lage gewesen wäre, die beanstandete ‚Unwahrheit‘ auch zu vermeiden. Ich verstehe Napoleons Frage mithin nicht anders, als Becker sie verstehen will, keineswegs wird Napoleon hier meinerseits etwas zugeutraut, was er selbst ihm nicht zutrauen will. Im übrigen hält Becker seiner eigenen Unterscheidung zwischen Autor und Figur nicht stand, wenn er wenig später erklärt, für Goethe wäre ob Napoleons Frage „peinliche Betroffenheit wahrscheinlicher gewesen, als mit ‚heiterem Gesichte‘ und einem ‚vergnügten Lächeln‘ zu reagieren“ (S. 178). Wieso, wo doch Napoleon bloß nach der Figur gefragt hat? Die ‚peinliche Betroffenheit‘ meldete sich bei Goethe erst im Nachhinein (wenn es denn die von mir vermutete Frage war), weil er erst allmählich erfasste, was daraus für Werthers Verhalten und womöglich sogar für sein eigenes zu folgern war.

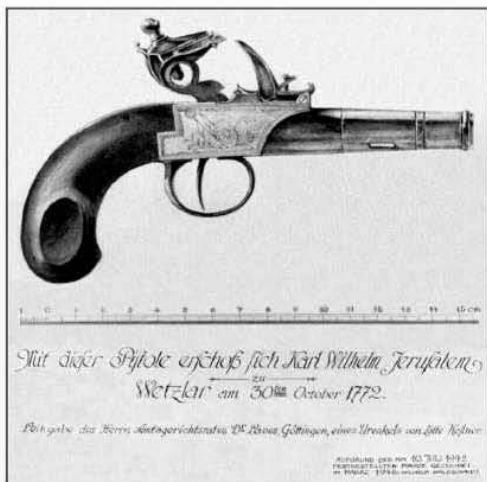
Läuft dieser Einwand also ins Leere, so ist ein anderer immerhin bedenkenwert. Becker macht geltend, dass die von mir erschlossene Frage zu Goethes Bemerkung nicht passt, Napoleon habe auf „eine gewisse Stelle“ des Romans hingewiesen und zu dieser gesagt: „Warum habt Ihr das getan? Es ist nicht naturgemäß – welches er

weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetze.“ In der Tat ist für Werthers unterlassene Werbung eine einzelne „gewisse Stelle“ nicht ohne Weiteres zu benennen. Andererseits ist aber auch schon Goethes Formulierung hier nicht recht plausibel. Zu einer einzelnen unrichtigen Stelle würde man nicht sagen, „warum habt Ihr das getan“, sondern es kann sich eine solche Bemerkung eigentlich nur auf einen unrichtig angelegten – und zwar mit Bedacht so angelegten – Zusammenhang beziehen. Das gilt um so mehr, als in dem Gespräch nicht mit dem Finger auf eine Textstelle gezeigt, sondern in freier Rede argumentiert wurde und überdies Napoleon eine französische und Goethe die deutsche Ausgabe dabei im Sinn hatte. Napoleon beanstandet also sicherlich nicht ein ihm punktuell aufgefallenes Versehen, sondern er hat etwas konzeptionell Unrichtiges im Blick und fragt Goethe nach seiner Absicht. So hat von einer „Stelle“ Goethe also vielleicht nur gesprochen, weil er hinsichtlich des Beanstandungsgrundes nicht deutlicher werden wollte.

Allerdings gibt es schon auch eine „Stelle“, an der sich die Vermeidung einer Werbung um Lotte exemplarisch zeigt. Es ist die im Brief vom 8. August 1771 von Werther aufgegriffene Entweder-Oder-Empfehlung des Brieffreundes Wilhelm. „Entweder, sagst du, hast du Hoffnung auf Lotten, oder du hast keine. Gut, im ersten Fall suche sie durchzutreiben, suche die Erfüllung deiner Wünsche zu umfassen ...“ (s.o. S. 403), welchen Ratschlag dann Werther aber mit keinem Wort weiter berührt. Hier würde Goethe in der Tat eingeräumt haben können, „daß an dieser Stelle etwas unwahres nachzuweisen sey“. Und von Napoleon wäre es ausgesprochen geschickt gewesen, den ihm aufgefallenen Sachverhalt anhand dieser Textstelle zur Sprache zu bringen, da eine Erklärung dazu gut einzufordern war. Beiläufig widerlegt diese Stelle auch den mir gegenüber verschiedentlich geäußerten Einwand, dass ein Verlobungsverhältnis damals nicht so leicht zu lösen gewesen wäre, wie ich es unterstelle. Wenn der mit allen gesellschaftlichen Umständen bestens vertraute Wilhelm seinem Freund Werther zu einer energischen Werbung um Lotte rät, gibt es hier nichts zu bezweifeln, und dieser legt Wilhelm ja auch nicht die Unmöglichkeit einer solchen Werbung dar, sondern er geht auf den Vorschlag gar nicht ein.

Was Becker als seine eigene Lösung für Napoleons Frage anbietet, ist demgegenüber nur als abwegig zu bezeichnen. Seiner Meinung nach hat Napoleon Anstoß an der im Brief vom 12. August 1771 mitgeteilten Szene genommen, in der Werther mit Albert über dessen Pistolen spricht, eine von ihnen ergreift und sie sich „mit einer auffahrenden Gebärde ... übers rechte Aug an die Stirn“ drückt. Das, so Becker, habe der Waffenkenner Napoleon als unmöglich erkannt. „Die Pistolen der damaligen Zeit waren recht unhandliche, ausladende Waffen mit beträchtlichem Gewicht“, erklärt er. Es sei deshalb „anatomisch nicht möglich“, sie sich mit dem Zeigefinger am Abzug gegen die Stirn zu halten, dazu sei „unser Handgelenk nicht beweglich genug“. Auch Jerusalem müsse die Waffe von vorn auf sich gerichtet „und mit dem Daumen abgedrückt haben“. (S. 183 f.)

An Fahrlässigkeit ist diese Argumentation nicht zu überbieten. Wenn schon an den Selbstmord Karl Wilhelm Jerusalems in diesem Zusammenhang erinnert wird, hätte auch nach der von ihm benutzten Waffe – eine der Pistolen Kestners – gefragt werden sollen, denn über sie ist alles Notwendige bekannt. Es handelte sich um eine kleine Reispistole von nur 16 Zentimetern Länge, bei der der Abstand zwischen dem Abzugshahn und der Mündung des Laufs nur knapp neun Zentimeter betrug, mithin die von Goethe angedeutete Handhabung ohne Weiteres möglich war. Und stellt man sich unter der Bestimmung „über das rechte Auge an die Stirn“ den Außenbogen der Augenbraue vor, ergäbe sich sogar für eine größere Pistole keine Unstimmigkeit.



Links die Zeichnung der Kestner-Pistole, die im Jerusalem-Haus in Wetzlar aufbewahrt wird (die Waffe selbst wurde dort 1945 gestohlen), unten das Zweitstück aus dem Kestner-Museum Hannover.



Die denkbare Einlassung, Napoleon könnte von so kleinen Pistolen nichts gewusst haben und Goethe sei zu höflich gewesen, ihm mit Hinweis auf das Kestner'sche Waffenpaar zu widersprechen (denn natürlich hatte er sich bei seinem Besuch in Wetzlar wenige Tage nach dem Selbstmord Jerusalems auch in diesem Detail von Kestner unterrichten lassen), muss wohl nicht weiter entkräftet werden. Es genügt, sich auszumalen, wie Napoleon diesen seinen Handhabungs-Einwand vorgebracht und Goethe ihn nachahmend überprüft hat, die beiden Herren sich also in wechselseitiger Selbsttötungsgeste die imaginäre Pistole an die Stirn gesetzt und zum sprachlosen Erstaunen eines halben Dutzends von Anwesenden über die entsprechenden Möglichkeiten debattiert haben, um über das völlig Abwegige von Beckers These im Bilde zu sein.

Dass alle nachträglichen Einlassungen Goethes zu dem Napoleon-Gespräch zu dieser These nicht passen, sieht Becker selbst. Für ihn ist deshalb das Lob für Napoleons Scharfsinn Ironie, seine Verschwiegenheit Takt und alles übrige Verstellung, weil es ihm einen „diebischen Spaß“ gemacht habe, „wenn sich seine Umgebung über eine solche Banalität den Kopf zerbrach“ (S. 185). So weit, so konsequent. Abschließend wird allerdings in einer unbegreiflichen Kehrtwendung erklärt:

Durch die Preisgabe des Geheimnisses wäre die Dichtung schwer beschädigt worden, gerade an entscheidenden Stellen. Nicht nur im ersten Teil, sondern auch im zweiten hätte man dann an Napoleons Kritik gedacht und dichtungsfremde Überlegungen hätten so vom dramatischen Geschehen abgelenkt.

Diese Lappalie hätte die Dichtung beschädigen können, und das sogar noch am Schluss? Über die Art und Weise, wie Werther die Waffe handhabt, fällt hier kein Wort. Wie sollten sich da von der früheren Szene her, wo Werther sich die Pistole so oder so an den Kopf setzt, irgendwelche ‚dichtungsfremden Überlegungen‘ einstellen können? Doch es lohnt nicht, solchen Fragen weiter nachzugehen, die These Beckers ist haltlos von Anfang an.